

Predigt über Jakobus 4, 13-15 (Pfr. O. Ruß, 2.1. 2022)

Haben Sie sich schon mal die Frage gestellt: „Wie verwalte ich nur meine Millionen?“ Wahrscheinlich denken die meisten: Das ist nun wirklich nicht mein Problem, ich habe ja keine Millionen. Haben Sie aber wohl, und so ist das doch eine berechtigte Frage. „Wie verwalte ich meine Millionen?“, die Frage hat einmal Friedrich von Bodelschwingh gestellt. Und er meinte die Millionen Sekunden eines vor ihm liegenden Jahres. Einunddreißig-Millionen-fünfhundertsechsunddreißig-tausend Sekunden. Auch wenn ziemlich genau 126.000 Sekunden dieses Jahres schon wieder vorbei sind, sind wir noch ganz am Anfang des Jahres 2022. Wie plane ich, wie verwalte ich meine Millionen? Ich lese uns als Predigttext hierzu einen Text, der eigentlich für Neujahr vorgesehen ist, Jakobusbrief Kapitel 4, 13-15.

13 Wohlan nun, die ihr sagt: Heute oder morgen wollen wir in die oder die Stadt gehen und wollen ein Jahr dort zubringen und Handel treiben und Gewinn machen –, 14 und wisst nicht, was morgen sein wird. Was ist euer Leben? Dunst seid ihr, der eine kleine Zeit bleibt und dann verschwindet. 15 Dagegen solltet ihr sagen: Wenn der Herr will, werden wir leben und dies oder das tun.

1.) Sei kein Dipsycho

Eine seltsame Überschrift. Am Ende dieses Punktes wird hoffentlich klar sein, was ein Dipsycho ist. Die Leute, die Jakobus hier zitiert, sie sind jedenfalls welche. Sie sagen: „Heute oder morgen werden wir in die oder die Stadt gehen, ein Jahr dort zubringen, Handel treiben und Gewinn machen“ Diese Leute wissen genau, wie sie ihre Millionen verwalten, wie sie ihre Zukunft gestalten. Sie sind sich ihrer Zukunft völlig sicher. Sie wissen genau, wo sie hinwollen; wie lange sie bleiben; was sie machen. Dabei ist die Formulierung „Handel treiben“ im Grunde zu harmlos ist, im griechischen Wort klingt das raffgierige An-Sich-Reißen mit. Auch das Ergebnis wissen sie schon im Voraus: Sie werden am Ende dicken Reibach gemacht haben. So reden Menschen, die alles im Griff haben. Was sie beabsichtigen, das werden sie knallhart durchziehen. Machertypen. Und man kann mit Sorge fragen, was mit denen passiert, die diese Pläne behindern oder gefährden.

Im Text geht es um Händler und Kaufleute. Und zwar nicht um die Besitzer eines kleinen Tante Emma-Ladens, die hätten nie eine mehrmonatige Geschäftsreise unternommen. Es sind die reichen Kaufleute mit internationalen Geschäftsbeziehungen. Im Jakobusbrief werden immer wieder diese reichen Kaufleute und Großgrundbesitzer angesprochen. Unmittelbar nach unserem Text warnt Jakobus, was geschieht, wenn rücksichtslos der eigene Gewinn maximiert wird. „Der vorenthaltene Lohn der Arbeiter“, schreibt er, „schreit zum Himmel; die Klagerufe“ der Ausgebeuteten „kommen vor die Ohren des Herrn.“ Hier an dieser Stelle wird nun eindringlich gewarnt vor Stolz und Hochmut, vor einer Mentalität, als ob einem die Welt gehört, als ob alles machbar wäre und man über die Zukunft verfügen könnte. Und darin ist der Text ja höchst aktuell. Nun wäre es sehr leicht, hier auf andere zu zeigen und sie zu kritisieren: Die Manager, die Banker, die Großkapitalisten. Manchmal ist diese Kritik durchaus angesagt und notwendig. Es gibt so etwas wie eine berechtigte, prophetische Kritik an sozialen Missständen, an einem unsozialen, unökologischen und gnadenlosen Kapitalismus, wie ihn Jakobus vor Augen hat und wie es ihn auch heute gibt. Aber genau so wichtig wie die Kritik an schlimmen Zuständen ist die selbtkritische Frage, ob etwas von der Mentalität, die Jakobus hier vor Augen hat, nicht auch in uns selbst drinsteckt. Rudolf Otto Wiemer beschreibt diese Mentalität in folgenden Worten:

„Hör dir das an, Gott: Ich will heute mit dem Auto unterwegs sein, morgen schließe ich den Kaufvertrag ab, das neue Haus wird in 10 Monaten stehen, dann machen wir das dritte Kind, schicken das erste zur Schule, das Geschäft wird vergrößert, den Kompagnon schmeiße ich raus, übernehme den Vorsitz in der Waschmittelgesellschaft, wechsle die Freundin, der Bungalow im Tessin ist fällig, die Gören springen mir von der Tasche, Prostata – wird repariert, man ist 60, glänzende Aussichten für die nächsten 10 Jahre, was sage ich, 20 – hör dir das an, Gott und komme mir nicht dazwischen.“

Jakobus wendet sich mit seinen Worten an die christliche Gemeinde, an Menschen, denen ihr Glaube wichtig ist. Und auch im Text von Rudolf Otto Wiemer spricht ja kein Atheist, sondern ein Mensch, der irgendwie an Gott glaubt. Aber sich von Gott nicht den Spaß verderben, sich seine Pläne nicht durcheinanderbringen lassen will: Gott, komme mir nicht dazwischen. Für diese Einstellung, die Gott und den Glauben schon irgendwie gelten lässt und Bedeutung zusmisst, aber letztlich in seinem Leben und Verhalten dann doch nicht wirklich Ernst nimmt, dafür gibt es im Jakobusbrief an zwei Stellen (1,8; 4,8) eine böse Bezeichnung. Jakobus spricht von Dipsychos. Das klingt schon nicht gut, irgendwie krank: *di-psychos!* Und das ist auch ganz und gar nicht gut, denn der Dipsycho, das ist der Zweiseeler. Ein in sich gespaltener Mensch, ein Mensch mit einem Doppel Leben. Gott ja, Jesus, ja, Glaube, ja, wir sind ja christlich – aber wirklich mitreden, mitbestimmen darf Gott nicht, im Umgang mit meinem Geld etwa hat er nichts zu sagen. In Bezug auf meine Zeit, mein Konsumverhalten, meine Lebensgestaltung und Lebensplanung bete ich vielleicht mit „Dein Wille geschehe“, aber ich meine und lebe eigentlich: „Mein Wille geschehe.“ Gott, komme mir nicht dazwischen.

Ich glaube, es war der Gründer der Feinschmeckerrestaurant-kette McDonalds, der einmal gesagt hat: „Bei mir kommt an erster Stelle Gott, dann meine Familie, dann meine Firma. Aber wenn ich mein Büro betrete, dann dreht sich diese Reihenfolge um: Erst die Firma, dann die Familie, dann Gott.“ Typischer Fall von Dipsychos. In einem bestimmten Lebensbereich gilt: Gott, komme mir nicht dazwischen.

Jakobus sagt nicht: Ihr sollt keine Träume für euer Leben haben, sollt nicht planen, lebt einfach so in den Tag. Nein, Jakobus sagt nicht: „Stellt das Planen ein“, sondern: „Stellt das Vertrauen auf eure Planungen ein“. Verlasst euch nicht allein auf euch. Ihr habt die Zukunft nicht in der Hand. Nur in Klammern gesagt: Wenn die Pandemie

etwas Gutes gebracht hat, dann wohl auch dies, dass vielen Menschen das sehr bewusst geworden ist: Wir haben die Zukunft nicht in der Hand. Ein kleines Virus, eine kleine Mutation im Virus kann all unsere Pläne und Planungen ganz schnell über den Haufen werfen. Das kann erschrecken, das kann frustrieren. Es kann aber auch zu der Einstellung führen, für die Jakobus wirbt: Verlasst euch nicht auf euer Planen. Vertraut auf Gott: Was auch immer die Zukunft bringen mag, Er wird da sein. Bezieht Ihn und seinen Willen in euer Planen mit ein.

In der Gefahr stehen wir immer, Dipsychos zu sein: Dass wir zwar vielleicht gläubig sind, beten, uns als Christinnen und Christen verstehen – aber dann Gott doch immer wieder außen vor lassen. Jakobus gibt in diesem Text einen ganz konkreten Hinweis, was wir tun können, um zumindest weniger dipsycho zu sein. Und das ist der zweite Punkt:

2.) S.c.J.

Auch das wieder eine seltsame Überschrift. S.c.J. ist die Abkürzung für den lateinischen Ausdruck: Sub conditione Jacobaea. Unter der Bedingung, unter der Voraussetzung des Jakobus. Diese Bedingung des Jakobus ist der Satz aus unserem Text: „Wenn der Herr will, werden wir leben und dies oder das tun.“

S.c.J., unter der Bedingung des Jakobus, mit dieser Formel haben die reformierten holländischen Kaufleute früher ihre Geschäftsverträge unterzeichnet. „Wenn der Herr will, werden wir leben und dies oder das tun.“ Wenn man den Satz ernst nimmt, dann ist das mehr als eine fromme Floskel. Dann ist das ein Satz, der Weisheit und Gottvertrauen ausdrückt und Weisheit und Gottvertrauen fördert: Ich plane und handle gewissenhaft, und bin gleichzeitig nicht so überheblich, meine Pläne und Vorstellungen absolut zu setzen. Und kann dann – hoffentlich – auch besser damit umgehen, wenn sich meine Pläne nicht verwirklichen lassen und meine Träume sich nicht erfüllen.

Jakobus fordert auf: *So sollt ihr sagen:* „Wenn der Herr will, werden wir leben und dies oder das tun.“ Das ist eine ganz konkrete Aufforderung. Psychologen sagen: Es besteht ein großer Unterschied, ob man sich etwas still überlegt, oder ob man es laut ausspricht. Wenn ich etwas, was ich mir überlegt habe, laut ausspreche, womöglich noch so, dass andere es mitbekommen, dann merke ich meist sehr deutlich, ob das wirklich so stehen bleiben kann, oder ob ich das verändern muss: Und wenn ich etwas laut ausspreche, dann bekommt es für mich selbst noch mal eine andere Verbindlichkeit. Ich will mich dann selbst „beim Wort nehmen“. Probieren Sie das doch mal konkret aus, die conditio Jacobaea, die Bedingung des Jakobus in Planungs- und Entscheidungssituationen auszusprechen: „*Wenn der Herr will, werde ich leben und dies und das tun*“ Wir werden merken, dass mit dieser Einleitung nicht mehr „alles geht“. „Wenn Gott will, werde ich leben und im Laufe des nächsten Jahres mein Vermögen verdoppeln, weil ich in Aktien von Unternehmen investieren, die Umweltstandards nicht beachten oder Humankapital freisetzen oder Waffen liefern an alle, die genug bezahlen. Wenn Gott will und ich lebe werde ich im nächsten Jahr meinen Kollegen abgeserviert haben oder meinem Nachbarn die Freundin ausgespannt haben.“ Wenn man so spricht, wird man sofort merken, dass das nicht geht, nicht zusammenpasst. Vielleicht hilft uns das ja tatsächlich, die conditio Jacobaea manchmal laut zu zitieren.

„Wenn der Herr will, werden ich leben und dies oder das tun.“ Ich mache mir damit bewusst, dass ich die Zukunft nicht in der Hand habe. Und ich mache mir bewusst, dass es wohl durchaus berechtigt ist, wenn ich mir Gedanken und manchmal auch Sorgen um die Zukunft mache: Aber wo ich die conditio Jacobaea ausspreche und beherzige, gibt mir das auch eine Grundgeborgenheit angesichts einer ungewissen Zukunft: „Wenn der Herr will, werden ich leben und dies oder das tun.“ Ich verstehe das nicht in dem Sinne, dass von Gott her die Zukunft völlig festgelegt wäre und wir da sowieso nichts dran ändern können – das wäre eine fatalistische Einstellung. Ich glaube, dass Gott uns Menschen Freiheit- und Entscheidungsmöglichkeiten gegeben hat, durch die die Zukunft verändert wird. Ich glaube, dass Gott solche Freiheit bei der Schöpfung auch in die Natur hineingelegt hat. Dass die Mutation eines Virus, die alle unsere Planungen wieder über den Haufen wirft, nicht von Gott schon vor aller Zeit so festgelegt ist, seinem festgelegten Plan entspricht. Sondernd Ausdruck der Freiheit ist, die in die Schöpfung hineingelegt ist. Aber ich glaube und hoffe, dass Gott die Schöpfung bei all ihrer Freiheit nicht aus der Hand fällt, ich nicht aus seiner Hand falle, und dass Gott am Ende sein Ziel mit der Schöpfung und mit mir persönlich erreichen wird – vielleicht durch manche Umwege hindurch. Und ich glaube, dass egal, was kommen mag, dass Er bei uns ist. Dietrich Bonhoeffer hat es einmal so ausgedrückt: „Keinen Weg lässt uns Gott gehen, den er nicht selbst gegangen wäre und auf dem er uns nicht voranginge.“ Darum genau ging es an Weihnachten: Um das Kind in der Krippe und den Mann, der daraus wird, der Immanuel genannt wird: Das heißt: Gott ist mit uns, an unserer Seite, wie auch immer die Zukunft aussehen mag. Die letzten Worte Jesu im Matthäusevangelium lauten: „Ich bin bei euch - alle Tage – bis an der Welt Ende.“ Deswegen, selbst wenn die Zukunft ungewiss und unser Leben vergänglich ist wie der Rauch, wie Jakobus sagt, können wir miteinander singen: „*Vertraut den neuen Wegen, auf die uns Gott gesandt! Er selbst kommt uns entgegen. Die Zukunft ist sein Land. Wer aufbricht, der kann hoffen in Zeit und Ewigkeit. Die Tore stehen offen. Das Land ist hell und weit.*“